

Meinung Vorschub geleistet werden könnte, Christus sei jetzt von Kirche und Welt abwesend. Da aber beide Gruppen ausdrücklich versicherten, daß auch sie die biblische Zukunftserwartung ernst nähmen, war es schließlich möglich, sich auf den oben wiedergegebenen Text zu einigen.

Der vorliegende Schlußbericht wurde auf der Konferenz in Zetten sorgfältig diskutiert und „nemine contradicente“ angenommen. Ein Teilnehmer der Studienkonferenz hat nach ihrem Abschluß darauf hingewiesen, daß die nicht behandelte Frage

des Zusammenhanges der christlichen Hoffnung mit dem Schicksal Israels eine Lücke darstelle, die der Ausfüllung bedürfe. Das Gleiche gilt für den Vergleich des biblischen mit dem modernen Verständnis der Zeit, eine Grundfrage der Eschatologie.

Die Studienabteilung des Ökumenischen Rates bereitet die Herausgabe eines ausführlichen Konferenzberichtes vor, dem ein kurzer Bericht über eine gleichartige, Anfang Juni in Amerika gehaltene Tagung beigefügt werden wird.

Zum Generalthema von Evanston 1954

Der Bericht der „25“ vom Juli 1951 (vgl. Ökumenische Rundschau, Heft 2) hat das ökumenische Gespräch über die mit dem Generalthema der nächsten Weltkonferenz des Ökumenischen Rates aufgeworfenen Fragen in vielen, nicht zuletzt in den nordamerikanischen Kirchen in lebhaften Gang kommen lassen. Wir halten uns für verpflichtet, den Stimmen Gehör zu geben, die ernste Bedenken gegenüber einer „europäisch-kontinentalen“ Haltung in diesen Fragen zum Ausdruck bringen.

Wie sehr die Spannung zwischen vornehmlich amerikanischem und europäisch-kontinentalem Denken schon im Kreise der 25 empfunden worden ist, geht aus dem Bericht eines Teilnehmers, Professor Gustav Wingren-Lund in „Kristen Gemenskap“, der nordischen Zeitschrift der ökumenischen Bewegung (1951, 4) hervor. Er schreibt u. a.:

„Die Abneigung der Amerikaner gegen das Reden von der Wiederkunft Christi war deutlich dadurch bedingt, daß sie zu Hause fundamentalistische Sekten in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft haben, die apokalyptische Spekulationen auf die bekannte Weise betreiben und dadurch die ganze christliche Zukunftshoffnung simplifizieren. Wenn man sich vor einem Gedanken scheut, ist die Ursache nicht immer, daß einem der Gedanke fremd ist. Manch-

mal ist einem der Gedanke nur allzu wohlbekannt, man ist ihm in einer unsympathischen, lieblosen, von echtem Glauben entblößten Gestalt begegnet. Die Theologen aus der westlichen Hemisphäre waren also geneigt, die Zukunftshoffnung der Kirche in den Denkformen des Entwicklungsglaubens zu denken. Aber eine mitwirkende Ursache zu dieser amerikanischen Neigung hat man darin zu finden, daß die USA noch nicht im Ernst den totalitären Staat zu schmecken bekommen haben. Man ist nicht in einer Lage gewesen, die an die urchristliche Situation, die Situation des Martyriums erinnert.

Man sollte vielleicht nicht die Möglichkeit ablehnen, daß eine ähnliche Situation des Martyriums die der Zukunft ist. Irgendeine Kirche kann 1954 in dieser Lage sein. Soll man überhaupt von Christus als der Hoffnung sprechen, so ist man gerade Menschen in dieser Lage ein Wort schuldig, das sie trifft.

Könnte nur das soziale Streben, der aktive Einsatz der Kirche in dieser Welt, in die Eschatologie eingebaut werden, die die Europäer ständig verfechten, so würde man auf amerikanischer Seite willig sein, sich in mehr als einem Punkt korrigieren zu lassen. Aber nun glaubt man, von seiten der Theologie, die mehr oder weniger von Barth beeinflusst ist, einem absoluten Nein zu begegnen: es gibt nichts, was von der

Arbeit und dem Sichbemühen des Augenblicks in der Kirche zu der zukünftigen Vollendung in der Auferstehung hinüberleitet, nichts als abgebrochene Brücken auf allen Seiten, nichts als „Krise“, nichts als Diskontinuität.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß an diesem Punkte irgendein Fehler bei der führenden kontinentalen Theologie in Europa vorliegt . . .“

Eine erste Äußerung des offiziellen Organs des National Council of Churches in den USA, des Outlook vom Oktober 1951, schlägt bereits deutlich den Ton an, der für die Stimmen von Übersee kennzeichnend ist. Dort heißt es:

„ . . . Der erste Bericht, der den Kirchen jetzt zu Studium und Stellungnahme zugeleitet wird, wird manchen Amerikanern seltsam vorkommen. Was an ihm fremdartig ist, geht auf Rechnung der „eschatologischen“ Kategorien, . . . mit deren Hilfe die christliche Hoffnung umschrieben wird, und die für das europäische Denken viel kennzeichnender sind als für das amerikanische. Die beteiligten Theologen erkennen an, es sei nicht leicht für sie gewesen, einander an diesem Punkt zu verstehen . . .“

Zugegeben, daß die letzte Hoffnung des Christen in einem Sieg Christi jenseits aller Geschichte besteht, so muß es doch eine Antwort auf die Frage geben, ob wir im Bereich der Geschichte eine wirkliche Hoffnung haben. Es besteht Gefahr, daß eine Konzentration des Denkens auf das, was Gott jenseits der Geschichte geschehen lassen wird, im Kosmos als Ganzem, uns gegenüber dem gleichgültig macht, was Er durch uns in der Geschichte tun kann.

Selbst wenn wir das Reich Gottes in seiner Fülle, nicht in unserer geschichtlichen Erfahrung erwarten, brauchen wir doch die Gewißheit, daß unsere Treue gegen Gottes Willen für den Charakter unseres irdischen Lebens einen entscheidenden Unterschied bedeuten kann. Was hat das Christentum den Menschen über ihre Enttäuschungen und beunruhigenden Erfahrungen in unserem jetzigen Leben zu sagen? Zugegeben, daß es ihnen eine neue Perspektive eröffnet, wenn wir sie sehen lassen, daß Gottes Plan viel mehr umfaßt

als unser irdisches Dasein, so müssen wir doch fragen, was solch ein Glaube für unser Handeln hier und jetzt bedeutet.

In Zeiten wie den jetzigen, wenn die Fragen des sozialen Lebens überwältigend schwer erscheinen, steht immer die Versuchung vor uns, der sozialen Verantwortung aus dem Wege zu gehen. Diese Versuchung wird um so ernster, wenn wir im Zweifel darüber gelassen werden, ob unsere Entscheidungen und Bemühungen den Lauf der Geschichte wirklich mitbestimmen können. Wenn die Studie der Theologen unbeabsichtigt darauf hinauslaufen sollte, daß diese Stimmung des Zweifels und diese Versuchung, der Verantwortung auszuweichen, verstärkt würden, so wäre das verhängnisvoll.

Kann das Christentum gegenüber den falschen Versprechungen des Kommunismus eine dynamische Alternative der Art bieten, daß es eine wirkliche Hoffnung herausstellt, eine Hoffnung darauf, daß das Erdenleben des Menschen zum Besseren gewandelt werden kann, wenn er zum Mitarbeiter des göttlichen Heilswillens wird? Kann der von Christus erlöste Mensch unter der Leitung des Heiligen Geistes hoffen, auf Erden etwas Rechtes auszurichten, ein Ziel zu erreichen, das in der Richtung einer anständigen, gerechten und freien sozialen Ordnung liegt? Wenn die Theologen uns diese Fragen nicht positiv zu beantworten helfen, so werden sie nicht in unsere Lage hineinsprechen.

Professor Walter Horton vom Oberlin-College (Ohio) sagt dazu in Nr. 2/IV der Ecumenical Review:

„ . . . Unser Ausschuß ist nicht ohne Hoffnung für die Welt; er versichert und glaubt, die Hoffnung der Welt sei irgendwie in Christus zu finden, und es „müßte“ (sechs mal „müssen“ auf einer Seite!) ein Weg gefunden werden, Christus zu „jeder Seite der Weltlage“ in Beziehung zu setzen; offenbar aber hat er keine bestimmten Wege dahin gefunden, wie sie im dritten Teil aufgezeigt werden. Hier ist das Stück unserer Aufgabe, das am dringendsten für die Zeit von heute bis Evanston nach gründlicherem Nachdenken und Gebet ruft; wenn wir hier versagen, dann versagen wir

genau an der Stelle, an der unser Versagen von einer hoffnungslosen Welt am bittersten empfunden werden wird...

Wenn das Reich Gottes (einschließlich des „Reiches Christi“) der umfassende Ausdruck der christlichen Hoffnung ist, so muß es immer einen Bezug auf Gegenwart, Zukunft und Ewigkeit einschließen und zwar in enger Einheit. Auf einer derartigen Grundlage sehe ich eine bessere Aussicht für ein Zusammenkommen zwischen europäischer und amerikanischer Theologie als vor 25 Jahren, wo die Amerikaner mehr einem utopischen Optimismus und die Europäer einer quietistischen Verantwortungslosigkeit verfallen waren. Wir wollen versuchen, diese Übereinstimmung im einzelnen herauszuarbeiten, bevor wir uns in Evanston treffen.“

In der gleichen Nummer der Ecumenical Review lesen wir in einem Beitrag aus der südinischen Kirche von Professor P. D. Devanandan:

„... Was wir heute brauchen, das ist keine neue Betonung der Lehre vom Wesen der christlichen Hoffnung, sondern das fröhliche Vertrauen auf die Tatsache, daß die Zukunft der Welt wie ihr jetziger Zustand in Gottes sicherer Hut ist. Es ist richtig, daß dieser Akzent irgendwie in dem ganzen Bericht zu finden ist. Aber ich möchte, dieser triumphierende Ton der Glaubensgewißheit klänge aus jeder Erklärung heraus, die der Ökumenische Rat der Kirchen abgibt.

Einige von uns aus den sogenannten Jungen Kirchen haben Amsterdam mit schwerem Herzen verlassen, weil wir das Gefühl haben mußten, wir gehörten irgendwie nicht dazu. Die ganze Diskussion bewegte sich im Grunde um Lebens- und Glaubensfragen, die in erster Linie die Alten Kirchen interessierten. Ja, wir gewannen mit Recht oder mit Unrecht den Eindruck, daß man uns dazu bringen wollte, in der bei den Alten Kirchen geläufigen Weise der Behandlung von Fragen der Lehre und der Politik zu denken und zu handeln. Ich meine, eine Wiederholung dieser Erfahrung bei der nächsten Vollversammlung sollte uns erspart bleiben...

Durch den ganzen Bericht zieht sich ein Unterton düsterer Verzweiflung, der nicht zu dem fröhlich-tapferen Glauben der Jungen Kirchen paßt. Wir stimmen von Herzen dem Satze zu, daß vom Standpunkt des Evangeliums her gesehen alles, was Menschen schaffen, Bruchstück bleibt, und daß alle auf nichts als Menschenmacht und -weisheit gegründete Hoffnung sich selbst widerlegt. Aber wir würden alle Verallgemeinerungen wie die, daß in der gegenwärtigen Weltlage, zumal soweit die Jungen Kirchen in Betracht kommen, alles nur „menschliches Schaffen“ und alles „auf Menschenmacht und -weisheit gegründet“ sei, nicht unterschreiben. Unsere Hoffnung darf nicht auf den Endsieg Christi verlagert, sie muß als gegenwärtige Wirklichkeit hier und jetzt erfahren werden.“

Einen ernsthaften Versuch, amerikanischen Christen zu einem Verstehen des Berichtes der 25 zu verhelfen, unternimmt Robert Bilheimer in der Nr. 1 des Christian Century vom 2./1. 1952. Wir müssen uns leider auf die Wiedergabe weniger Sätze beschränken:

„... In dem Bericht des beratenden Ausschusses kommt eine Anmerkung vor, die wir für irreführend halten. Diese Anmerkung, die das ungelöste Hauptproblem des Ausschusses darstellt, fragt folgendermaßen: „Inwieweit muß der Sinn aller menschlichen Errungenschaften im Sinne der eschatologischen Zukunft verstanden werden, und wie weit gewinnen sie ihren Sinn vom gegenwärtigen Handeln Gottes in der Geschichte her?“ Diese Frage ist darum irreführend, weil sie eine falsche Antithese enthält. Sie droht, den Sinn, den Christus dem Leben gibt, zu scharf in Gegenwart, Zukunft und — implizit — Vergangenheit zu trennen. Unser Ausgangspunkt sollte vielmehr die Wahrheit sein: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Christus ist unzertrennlich Einer und ist in sich keiner unseren zeitlichen Kategorien entsprechenden Teilung unterworfen...

Es gibt eine Spannung zwischen dem Herrn, der unteilbar ist, und dem auf uns liegenden Zwang, ihn in zeitlichen Begriffen zu erfassen. Die amerikanischen Kir-

chen z. B. wissen im ganzen fraglos mehr um den Christus der Vergangenheit und Gegenwart, den Christus, der ihnen einen Auftrag in der Welt gegeben hat, als um den Christus der Zukunft, der wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Das Bewußtsein von einem göttlichen Gericht hängt nicht schwer über den Häuptern amerikanischer Christen. Läßt man indes den vollen Christus in den Blick kommen, so muß eine Spannung zwischen Seiner Fülle und diesem Mangel auf unserer Seite entstehen, und das Gerichtsbewußtsein muß anfangen, unser gegenwärtiges lebendiges Sendungsbewußtsein inhaltlich zu bestimmen. . . .

Eine Hoffnung, die völlig auf das zukünftige Kommen Christi gerichtet ist, hat in Wirklichkeit keinen christlichen Inhalt und wird nicht nur unvollständig, sondern götzdienerisch. Christus ist ein und derselbe und eine auf Christus gegründete Hoffnung für die Zukunft muß auf dem gegründet sein, was Christus am Kreuz und dann durch Auferstehung und Himmelfahrt getan hat, und auf die Tatsache Seines unter uns wirksamen Heiligen Geistes. Wenn die zukünftige Hoffnung nicht den Christus der Geschichte zur Grundlage hat, so ist sie eine Hoffnung, die sich auf eine bloße Formel christlicher Hoffnung gründet, und die götzhaft wird, wenn sie auch direkt von der Sprache des Neuen Testaments herkommt. Dies ist der verheerende Schaden, der dem eschatologischen Denken von jenen Sekten zugefügt worden ist, die auf einer bestimmten Gestalt und Zeit des Kommens Christi bestanden haben. Indem sie eine bestimmte Formulierung der Hoffnung zum Mittelpunkt machten, ohne eine andere als aus leeren Worten bestehende Bezugnahme auf den Herrn, der gestern und in Zukunft derselbe ist, haben sie mit schönen Phrasen ein Götzenbild errichtet und eine Hoffnung dargeboten, die niemals eine Hoffnung, sondern immer nur ein Trugbild gewesen ist.

Wenn wir nicht rückwärts schauen auf das Kreuz und aufwärts auf den Heiligen Geist, dann hat die Hoffnung auf die Zukunft keinen Sinn, und wir bleiben ohne Hoffnung. Ebenso gibt es auch keine Hoffnung,

wenn wir nicht auf die Zukunft schauen. Eine Hoffnung, die man sieht, ist keine Hoffnung. Eine Hoffnung, die nur von dem her bestimmt wird, was Christus bereits in der Welt getan hat, ist keine Hoffnung; nein, das ist schon die Niederlage. Der große Anstoß, der von all dem ausgeht, was Er getan hat, bewegt sich auf die Zukunft hin, wo das, was Er verheißt hat, wahr werden wird. Wenn wir darum in unserem Glauben nicht an der Fülle des Herrn mit all ihrer Spannung fetthalten, so wird die Hoffnung dieses Glaubens zum Götzendienst, oder sie schwindet dahin. . . .

Es scheint klar zu sein, daß der beratende Ausschuß recht hat, wenn er die christliche Hoffnung letztlich mit eschatologischen Formeln umschreibt. Erkenntnis Christi konzentriert unsere Hoffnung auf die Zeit, da Er Sein Werk vollenden wird. Aber der Ausschuß hat unrecht, wenn er meint, die eschatologische Hoffnung lasse sich in irgendeinem Grade von der Gesamtheit Christi trennen. Das Leben bekommt seinen Sinn nicht in erster Linie von einem Christus hier oder Christus dort, es leitet seinen Sinn vielmehr von dem Einen Herrn her. Die letzte christliche Hoffnung kommt von Ihm. Er rechtfertigt unsere geringeren Hoffnungen. In unserem Wissen um Christus, der derselbe ist gestern und heute und auch in Ewigkeit, leben und hoffen wir.“

Die bei weitem schärfste Äußerung, die zwar nicht als Meinung des vielgelesenen Blattes verstanden werden darf, aber für die Denkweise eines nicht unbeachtlichen Flügels der amerikanischen kirchlichen Öffentlichkeit symptomatisch ist, brachte das *Christian Century* in seiner Nr. 15 vom 9. April 1952. Sie macht zugleich deutlich, welche sehr ernsthaften Vorbehalte in den amerikanischen Kirchen gegenüber dem Ökumenischen Rat unter seiner jetzigen Führung gemacht werden:

„ . . . Der erste Abschnitt des Berichts zeigt, daß die Mehrheit der Kommission zu einem Lebensverständnis neigt, das durch einen eschatologischen Zukunftsbegriff bestimmt ist. Es ist nicht nur der Christus, der unaufhörlich Menschen und Ereignisse richtet, sondern der Herr des Zweiten Kommens, auf den immer und immer wieder

hingewiesen wird (es folgt ein ausführliches Zitat) . . .

Ist dies eine Botschaft der Hoffnung oder der Verzweiflung? Soweit sie es mit der persönlichen Unsterblichkeit oder mit dem Gericht zu tun hat, das den Menschen für seine im Fleisch vollbrachten Taten verantwortlich macht, ist es eine Botschaft der Hoffnung. Sie versichert, daß es eine sittliche Weltordnung gibt, und daß in ihrem Mittelpunkt ein Gott steht, der das Sittengesetz mit der göttlichen Gnade verbindet. Aber sofern diese Botschaft ihr Verständnis der Zukunft auf apokalyptische Verneinung, auf direktes göttliches Eingreifen gründet, um durch Katastrophen das zu gewinnen, was durch duldende Liebe nicht gewonnen werden kann, ist es eine Lehre der Verzweiflung. Dies war es, was eines der Ausschußmitglieder veranlaßte, sich über den „ungebrochenen Pessimismus“ des ersten Berichtsabschnittes zu beklagen. Es bleibt eine nicht wegzuerklärende Tatsache, daß die Jünger das zweite Kommen bald nach der Kreuzigung und Auferstehung erwarteten, und daß ihre Erwartungen enttäuscht wurden.

Auch ist es richtig, daß es im Laufe der langen seit jener Zeit vergangenen Jahrhunderte in der Kirche immer wieder Gruppen gegeben hat, die Christus während ihrer Lebenszeit erwarteten. Eine Generation nach der anderen ist in diesen Erwartungen enttäuscht worden. Diejenigen, die ihr Vertrauen auf solche Voraussagen setzten, verloren nicht nur jeden Kredit, sondern waren fast immer auch anderen seltsamen Einfällen und Sonderbarkeiten ausgesetzt, die für die Predigt und das Leben des Evangeliums eine schwere Belastung darstellten. Das heißt nicht, daß das, was noch nicht geschehen ist, niemals geschehen wird. Es heißt, daß die Menschen nicht Gott sind, und daß sie sich, wenn sie es wagen, den Schleier von den Geheimnissen zu lüften, die Er sich selbst vorbehalten hat, so weit von der Wirklichkeit entfernen, daß sie aus sich und dem Evangelium ein Schauspiel machen, was nur zum Nutzen der Feinde der Wahrheit geschieht.

Das gilt im besonderen für die amerikanische Christenheit, in der der Prämilenia-

rismus in tropischer Üppigkeit aufgeblüht ist. Die Europäer in diesem Ausschuß des Ökumenischen Rates scheinen nicht zu verstehen, wie groß der Schaden ist, den diese Besessenheit den ökumenischen Beziehungen hier angetan hat oder noch antun kann. Es ist tatsächlich so, daß die europäische Mehrheit dieser Kommission dauernd eine Einstellung gegenüber der amerikanischen Kirchengeschichte verrät, die durch eine Mischung von übermäßigem Selbstvertrauen und Gleichgültigkeit gekennzeichnet ist. Gegen diese Einstellung muß Einspruch erhoben werden. Die Amerikaner haben nicht das Recht zu verlangen, daß die vorläufige Erklärung, die der Evanston-Konferenz vorgelegt werden soll, für Amerika allein geschrieben wird, aber sie haben sowohl das Recht wie auch die Pflicht zu betonen, daß die Wirkung des Evangeliums auf das amerikanische Leben und die Entwicklung in diesem Lande mit erheblich größerer Einsicht berücksichtigt werde, als dies bisher der Fall war. Anderenfalls wird die Evanston-Konferenz die Wiederkehr einer Periode des Obskurantismus und der Exzesse einleiten. . . .

Der erste Teil dieses Dokuments scheint in der Tat auf die Geisteslage der europäischen Christenheit eingestellt zu sein. In Europa hat eine Verbindung historischer Faktoren, die aus dem Konflikt zwischen den Nationalismen eines unvorstellbar aufgespaltenen Subkontinents stammen, die Stimmung einer restlosen Verzweiflung geschaffen, die Barth mit der Flucht ins Transzendente und in die Apokalyptik zu beantworten sucht. Hier hat die Geschichte in eine ausweglose Situation geführt, die die Theologen durch den Sprung in eine Zukunft jenseits der Geschichte zu beheben suchen. Nun, beim Herannahen der Konferenz von Evanston, besteht die Gefahr, daß ihre Antwort auf diese geschichtliche Situation in einem Dokument verallgemeinert wird, das vorgibt, Gottes Heilsplan mit der Menschheit zu deuten.

Das darf nicht zugelassen werden. Ebenso wie die amerikanische Christenheit nicht das Recht hat zu verlangen, daß das Dokument, das der Evanston-Konferenz vorgelegt werden soll, allein zu unserer Lage

spricht, so muß die europäische Christenheit sich hüten zu verlangen, daß ihre Bedürfnisse die Stimmung oder den Gegenstand der kommenden Weltkonferenz diktieren müssen. Aber das wird nicht leicht zu erreichen sein. Vielleicht ist es nicht möglich, ohne daß die europäische Vorherrschaft im Ökumenischen Rat selbst wirksam in Frage gestellt wird. Wenn wir unseren Blick über Europa hinaus erheben, so entdecken wir, daß seine Stimmung der Verzweiflung nicht den bestimmenden Geist im kirchlichen Leben Asiens, Afrikas oder anderer Teile der Welt darstellt. . . .

Wir glauben nicht einen Augenblick, daß die christliche Hoffnung irrelevant oder illusorisch ist. Aber wenn sie ausschließlich in eschatologischen Begriffen dargestellt wird, wenn sie die Ansprüche des säkularen Utopismus nicht beachtet oder sich weigert, sie ernst zu nehmen, dann wird man sie ablehnen, und das bei einem falschen Glauben unvermeidliche Unheil wird eintreten. Die Verantwortung der christlichen Gemeinde für eine Weigerung, ihre die christliche Hoffnung verdunkelnden Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten über den Haufen zu werfen, wird dann ein Hauptfaktor in einer Katastrophe erster Ordnung werden.

Wir bedauern nicht, daß der Ökumenische Rat es unternommen hat, in unsere Zeit hinein über die christliche Hoffnung zu sprechen. Es tut uns nicht leid, daß nun ein guter Anfang damit gemacht wird, den gekreuzigten und auferstandenen Christus neu vor uns hinzustellen als das einzige Fundament, auf das sich die Kirche und die Welt in dieser verworrenen Zeit gründen können. Aber es ist nun klar, daß der Ökumenische Rat und das Christentum des 20. Jahrhunderts den schwersten Schaden nehmen werden, wenn nicht mit Erfolg der Versuch gemacht wird, den Grund unserer Hoffnung so zu verkündigen, daß es auch verstanden wird. Wir brauchen eine Kraft, die größer, und eine Einheit, die authentischer ist, als wir sie bisher erreicht haben oder ohne göttliche Hilfe zu erlangen hoffen können.“

Christian Century brachte in seiner Nummer 22 vom 25. Mai 1952 einen weiteren

Aufsatz zu der Frage des Generalthemas, in dem Henry E. Kolbe unter der Überschrift „*Christliche Hoffnung und Verzweiflung*“ dem Bericht der „25“ in einer dem amerikanischen Christen verständlichen Sprache und Gedankenführung gerecht zu werden suchte. Hier nur wenige Sätze daraus:

„Man konnte erwarten, daß die in der sogenannten liberal-theologischen Tradition Lebenden den Bericht überhaupt nicht als Ausdruck christlicher Hoffnung, sondern als Bekenntnis der Verzweiflung europäischer Christen verstehen würden. . . . Ist es aber möglich, im Rahmen des christlichen Glaubens Hoffnung und Verzweiflung voneinander zu trennen? — Ist nicht die christliche Hoffnung in gewissem Sinn von Verzweiflung unabtrennbar? Sind dies nicht polare Worte . . .? Gäbe es keine Verzweiflung, was für einen Grund hätten wir dann zu hoffen? Die Erwartung einer Zukunft ohne Risiko wäre dann Sicherheit, aber nicht Hoffnung. Hoffnung muß etwas haben . . ., wogegen sie kämpft, wenn sie einen Sinn haben soll, und das wogegen sie kämpft, ist die Verzweiflung. . . .“

Es gibt christliche und unchristliche Formen der Hoffnung wie der Verzweiflung. Christliche Hoffnung gründet sich auf den Glauben; sie ist Hoffnung für den Menschen und die Welt kraft des Glaubens an Christus. Optimistisches Vertrauen auf das angeborene Gutsein oder die Fähigkeit zum Fortschritt beim Menschen oder der Welt ohne den Blick auf Christus macht Christus unnötig und ist darum eine grundsätzliche Verneinung der spezifischen christlichen Hoffnung.

Christliche Verzweiflung läßt uns im Glauben einen letzten Sinn alles Geschehens in Christus finden; sie ist deshalb unabtrennbar von der christlichen Hoffnung. Unchristliche Verzweiflung führt nur zur Verneinung alles Sinnes bei Mensch und Welt und führt deshalb zum Nihilismus oder zu zynischem Opportunismus. — Eine Hoffnung, die nicht in der Verzweiflung ihren Grund hat, mag mit naturalistischen oder humanistischen Erwägungen begründet werden, aber sie ist nicht christ-

liche Hoffnung im neutestamentlichen Sinn. Wer sich zu einer solchen Hoffnung bekennt, der mag Jesus als großen Lehrer oder als edles Beispiel ehren, aber Er ist für ihn nicht „Herr und Heiland“ und kann es nicht sein. Er ist nicht „Herr“, weil der autonome Mensch keinen Herrn kennt; Er ist nicht „Heiland“ . . . , weil er nicht der Erlösung, sondern der Führung und Aufklärung bedarf. Er ist nicht einmal „Christus, es sei denn im Sinne eines abstrakten Gedankens . . .“

Alle diese und eine Fülle weiterer Äußerungen wird der Ausschub der 25 nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern ernstlich zu beachten haben, wenn er in diesem Sommer erneut zusammentritt, um seine Arbeit weiterzuführen. Wir zweifeln nicht daran, daß der Wille zu gegenseitigem Verstehen in allen Kirchen vorhanden ist und hoffen zuversichtlich, daß sich die im Blick auf die christliche Hoffnung vorhandenen Spannungen als nicht zertrennend, sondern als fruchtbar erweisen werden.

Römisch-katholischer Hirtenbrief

Der Bischof von Mainz, Dr. Stohr, hat offenbar in Verfolgung des in der Instruktion des heiligen Offiziums vom 20./12. 1949 erteilten Auftrages zu Pfingsten dieses Jahres einen *Hirtenbrief über die ökumenische Bewegung* an seinen Klerus erlassen, der in mehr als einer Beziehung bemerkenswert ist.

Wir haben keinen Anlaß, uns darüber zu verwundern, daß die ökumenische Bewegung durchaus als eine Bewegung in der Richtung auf die Wiedervereinigung mit der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche verstanden wird. Auch nicht darüber, daß aus den „Amsterdam“ vorbereitenden Studien der Aufsatz des anglikanischen Erzbischofs Gregg herausgegriffen wird, um zu zeigen, wie eng sich Teile der ökumenischen Bewegung in ihrem Verständnis der Kirche mit römisch-katholischem Verständnis berühren. Und es ist nur zu begreiflich, daß die im deutschen Protestantismus aufgebrochene Frage nach dem Recht und den Rechtsträgern in der Kirche, die Wiederentdeckung des Sakramentalen, die Bemühungen um die Wiedereinführung der Privatbeichte, die Wertschätzung der Maria und Ähnliches als besonders hoffnungsvolle Zeichen herausgestellt werden.

Wir sollten indes mit großer Aufmerksamkeit die allgemeine Haltung zur Kenntnis nehmen, wie sie sich in dem geschichtlichen und dem abschließenden grundsätz-

lichen Teil des Hirtenbriefes kundgibt. Wir heben folgende Sätze heraus:

„Liebe, hochwürdige Mitbrüder!

Zum heiligen Pfingstfest, im Zeichen des Heiligen Geistes, möchte ich zu Euch sprechen von der steigenden Sehnsucht nach der Einheit der Kirche im christlichen Raum und von dem, was man ökumenische Bewegung genannt hat. Während der Pfingstwoche habe ich zu einer Studientagung mit diesem Thema eingeladen . . . Die letzten Jahrzehnte haben ein geradezu erstaunliches Anwachsen der Sehnsucht nach der *Una Sancta* gebracht. Zwei Weltkriege haben die Christen zur Erkenntnis geführt, daß Spaltungen und Trennungen Wunden am Leibe Christi sind, die ihn schwächen; ja daß sie mehr sind, nämlich Sünde und Schuld, die uns im eigentlichen Sinne belasten, nicht bloß politisch und als Hemmnis erfolgreichen Wirkens in die Welt hinein (Weltmission), sondern in dem Sinne, daß Reue, Buße und Wiedergutmachung unsere Pflicht sind.

Geliebte Mitbrüder! Es muß uns auf tiefste ergreifen, mit welcher Wucht die Sehnsucht nach kirchlicher Einheit ungezählte Christen erfaßt hat. Die großen Konferenzen der ökumenischen Bewegung von Stockholm 1925, Lausanne 1927, Edinburg 1937, Amsterdam 1948 und Lund 1952 kennzeichnen diesen Weg. Diese Konferenzen waren nicht alle von der gleichen Art; einige von ihnen beschäftigten sich